

VII MEDIENPÄDAGOGIK

Dieter Baacke, Hans-Dieter Kübler (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Konzepte und Erprobungen.-
Tübingen: Niemeyer 1989, 365 S., DM 136,-

Medienforschung, ob sie quantifizierend verfährt oder auf schwer quantifizierbare Qualitäten zielt, lebt nicht aus dem hehren Erkenntnisdrang der Forschenden, vielmehr durch diffuse Ängste derer, die sich von Medien umstellt wähnen und in dieser ihrer Not die Wissenschaft zu Hilfe rufen; deshalb alimentiert der Staat die Medienforscher. Dabei bevorzugt er diejenigen, die sich besonders 'wissenschaftlich' gebärden, indem sie die Argumentation mit Zahlen, mit exakten Daten dem Versuch vorziehen, um- und vorsichtig Qualitatives zu erfassen. So erklärt sich die Stoßrichtung des vorliegenden Sammelbandes.

Wem ein standardisierter Fragebogen zumutet, vorgegebene Antwortmöglichkeiten anzukreuzen, wird zugunsten wissenschaftlichen Erbsenzählens auf den Stand eines Analphabeten reduziert, der außer dem Malen einiger Kreuzchen nichts beizutragen hat zur Bestimmung seiner Identität. Diesen einleuchtenden Einwand gegen zudringlich quantitatives Geforsche zitieren Bruder und Stempel in ihrem Beitrag (vgl. S.326), der dem Verhältnis der Jugendlichen zum Computer gilt und sich einleitend um eine Theorie zur Überwindung der Grenzen quantitativer Erhebungsverfahren bemüht. Ihm gelingt es, das weit verbreitete Vorurteil zu entkräften, der Computer führe zu emotionaler Verarmung oder bewirke soziale Isolation, denn die empirische Basis der Diskussionen über schädigende Wirkungen des Computers erweist sich als schmal, sehr schmal. Ein qualitativer Forschungsansatz deutet demgegenüber auf den Computer als den Motor der Ansprüche jugendlicher Fans, ernstgenommen zu werden, wenn sie die Welt der Erwachsenen an Selbsterlebtem messen.

Vergleichbar konfrontiert die Analyse der Spielhallen als medialer Räume die öffentliche Aufregung mit dem Defizit empirischer Absicherung der beigebrachten Argumente. Auch hier dürfte zu relevanter Erkenntnis erst qualitative Forschung gelangen, die ihre Instrumentarien nicht standardisiert, sondern offen genug anlegt, um "biographische Zusammenhänge, situative Kontexte [...] überhaupt erst einzufangen" (S.361).

In dem praktisch wohl aufschlußreichsten Beitrag des Sammelbandes referieren Theunert und Schorb über Videoproduktion mit Jugendlichen. Im Spiel vor der Kamera kommt auch zum Ausdruck, was sich nicht in Sprache und schon gar nicht in Schrift umsetzen läßt. Dabei können die

Produkte, die etwa zur Ermittlung des Gewaltverständnisses entstehen, nicht unmittelbar interpretiert werden; vielmehr ist deren Entstehungsprozeß mitzuerfassen - durch Gruppendiskussionen und teilnehmende Beobachtung. Zudem hatten die Forschenden eine prekäre Balance zu halten, denn sie durften als Pädagogen "nicht ausschließlich distanziert beobachten, sondern mußten sich in den Prozeß einbringen, ohne ihn jedoch zu determinieren oder zu dominieren" (S.290).

"Gleiche Quantitäten sind psychologisch selten gleich" (S.256). Die Zahl der (etwa in einem Lande im Vergleich zu einem anderen) verbreiteten Videorecorder besagt wenig, weil diese erfahrungsgemäß zuerst als großartig und schließlich als fade erlebt werden (können), weil der Kasten im Extremfall vom Ziel aller Sehnsüchte zum sperrigen Gegenstand mutiert. "Um zu verstehen, wie es zu so einer Wandlung kommt, bedarf es einer qualitativen Methode" (ebd.). Auch hier also ist, wie an anderer Stelle in Fallstudien von Vielfernsehern resümiert wird, "Verstehen statt Messen" (S.248) angezeigt. So erst wird der Bildschirm auch erkennbar als Fenster, das sich der sechsjährigen Nicole zur Welt öffnet, ihr den Ausguck ermöglicht "aus dem auf ihr lastenden Klima dörflich enger Erziehungspraxis" (S.189).

Der den Diskussionsstand aufbereitende Beitrag des (im Namensalphabet) zweiten der beiden Herausgeber bleibt blaß im Effekt, da er kaum je ertragreich zupackt und so der (nicht zu bezweifelnden) Komplexitätsreduktion durch "empiristische Datenhuberei" (S.41) nur recht lasch zu begegnen vermag. Man bewegt sich als Autor nicht ungestraft 63 Seiten lang auf einer Ebene anschauungsferner Abstraktion, lockt vielmehr den Leser auch bei wiederholter Lektüre durch den Komparativ von unmöglich sowie die Superlative von einschneidend und wesentlich "zweifelsehne" nicht "derart fundamental" (S.27 u. 30) aus skeptischer Reserve. Daß der Verlagshersteller das Verständnis des im Wissenschaftsvokabular beständig um sich selbst rotierenden Textes zusätzlich erschwerte, indem er Druckfehler unkorrigiert ließ und den Unterschied zwischen Binde- und Gedankenstrich graphisch ignorierte, sei immerhin angemerkt. Und ob finanzierenden Instanzen solch hochbegeistertes Wissenschaftlichkeitsgehebe dauerhaft imponiert? Dem in der Materie halbwegs Bewanderten fällt jedenfalls auf, daß es den Verfasser vor einem eklatanten Fehlurteil über die Jugend-Medien-Studie nicht bewahrt hat.

Was der andere Herausgeber schreibt, ist von anderem Schlage und verfehlt denn auch seine Wirkung nicht gegen den "kulturkritischen Mythendampf", der das Medienwesen so umnebelt, daß es als "pestilenzartige Ausbreitung eines Virus" erscheint, "vor dem die wahre Kultur zu retten zunehmend schwieriger wird" (S.89). Baackes Beitrag

wird um so glaubwürdiger, als er das Gerede vom passiven Rezipienten zwar als obsolet erweist, aber auch warnt vor der "Überdehnung" (S.102) dieser Erkenntnis. Der sogenannte mündige (und entsprechend handelnde) Bürger kann gewiß nicht immer "den Nutzen entsprechend den Bedürfnissen bestimmen, die er gerade hat" (S.102). Der von Baacke vertretene sozialökonomische Ansatz qualitativer Medienforschung "stellt selbst keine Methode dar; aber er zwingt methodische Einbahnstraßen zu überdenken" (S.113) - und das ist bereits eines seiner überzeugenden Ergebnisse, so daß ihm die Chance einer "forschungstrategisch breit angelegten Bewährungsprobe" (S.129) gewiß zu wünschen ist.

Heinz Steinberg (Berlin)